



PATRICIA MACDONALD

FAMILIEN KILLER

Weltbild

Bayland in Massachusetts ist eine ruhige, behagliche Stadt. Karen und Greg Newhall haben schon immer hier gelebt und waren bereits in der Schule ein Liebespaar. Da Karen keine eigenen Kinder haben kann, hat das Paar die kleine Jenny adoptiert. Doch dann bricht das Unglück über die kleine friedliche Stadt herein. Die Reste einer Mädchenleiche werden gefunden und zwischen der zwölfjährigen Jenny und ihrer Adoptivmutter kommt es immer wieder zu ungewohnten Spannungen. Die Situation eskaliert, als Linda Emery, Jennys leibliche Mutter, plötzlich vor der Tür der Newhalls steht – begeistert empfangen von ihrer Tochter. Doch die Prüfungen für die Familie Newhall haben gerade erst begonnen...

Patricia MacDonald

Familienkiller

Roman

Aus dem Amerikanischen von Ingeborg Ebel

Weltbild

Die Autorin

Patricia MacDonald stürmt mit ihren raffiniert konstruierten Spannungsromanen regelmäßig die Bestsellerlisten in den Vereinigten Staaten. Sie lebt mit ihrem Mann und ihrer Tochter im US-Bundesstaat New Jersey.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel Mother's Day.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2018 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover

Copyright der Originalausgabe © 1994 by Patricia Bourgeau

Published by Arrangement with Patricia Bourgeau

c/o JANE ROTROSEN AGENCY LLC, 318 East 51st Street, New York, NY 10022 USA

Copyright der deutschen Übersetzung © 1995 / 1997 by Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knauer Nachf., München

Übersetzung: Ingeborg Ebel

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-944-3

Für Sara Clair,
mein Spodee-Mädchen,
von ganzem Herzen.

Mein besonderer Dank gilt Dr. med. Charles Horan für seine detaillierten Informationen, die ich hoffentlich exakt zusammengefasst wiedergegeben habe; Jane Berkey und Don Cleary für ihre unermüdliche Unterstützung; Stephanie Laidman für ihre umfassenden Bemühungen; Maureen Egen für ihr Verständnis und ihren Enthusiasmus; Shellie Collins und vor allem Mary B. Hackler für die Zeit und Seelenruhe, mein Manuskript zu schreiben, und meinem Mann, Art Bourgeau, meinem Kritiker, dem ich vertraue, meinem unerschütterlichen Felsen.

Prolog

Oktober

Crystal Showack benutzte den mechanischen Dosenöffner, damit das Schrillen des elektrischen Öffners ihre Großeltern nicht weckte. Der Geruch nach Katzenfutter aus Fisch hing in der winzigen Küche des Bungalows. Crystal zog ihre Jacke an, steckte für später eine Handvoll Kekse in ihre Tasche, packte ihre Schulbücher in ihren Ranzen und warf einen Blick auf die Keramikuhr über dem Ofen, die wie ein Apfelkuchen aussah. Noch vierzig Minuten bis zur Abfahrt des Busses. In einer Hand hielt sie die Dose mit Katzenfutter und eine Plastikgabel, mit der anderen öffnete sie die Hintertür und schlüpfte nach draußen.

Der Himmel wurde gerade hell und ein früher Frost hatte während der Nacht eingesetzt und Bäume und verkümmerte Büsche mit Silberstaub überzogen. Crystal schaute zum Bungalow zurück, als sie die Straße hinunterlief. Das Haus war ein Strand-Cottage in typischem Neuengland-Stil, mit dunklen Zedernschindeln und weißen Zierleisten, deren Farbe in der ständigen salzigen Luft abblätterte. Ihr Großvater pflegte diese Zierleisten immer frisch zu streichen, doch seit Kurzem schien er keine Energie mehr zu haben, sich draußen auf die Leiter zu stellen, obwohl er ständig davon redete, dass er die Leisten anmalen müsse.

Crystal war im Sommer schon immer gern hierhergekommen, vor allem seit ihre Großeltern ständig in ihrem Sommerhaus in der am Meer gelegenen Stadt Bayland in Massachusetts lebten. Sie und ihre Mutter Faith hatten in einem schäbigen Einzimmerapartment in New York City gelebt und ein Besuch in Bayland bedeutete ein Stückchen vom Paradies in einem sonst tristen Leben. Crystal liebte ihr schmales Wandbett mit der alten Steppdecke und das Geräusch der Brandung, die nur ein paar Straßen weiter, hinter den Dünen, an die Küste rollte. Doch dann, im letzten Sommer, ein paar Wochen vor Crystals neuntem Geburtstag, war Faith, ihre Mutter, gestorben und Crystal war für immer zu ihren Großeltern gezogen. Die Leute hatten versucht ihr zu erzählen, dass Faith an einer Lungenentzündung gestorben wäre, doch Crystal kannte sich mit Drogen aus und wusste, was eine Überdosis ist. Sie tat so, als glaubte sie den Leuten; es hatte keinen Zweck, dieses Thema zu diskutieren.

Zu dieser frühen Stunde lag die Strandstraße verlassen da. Crystal überquerte die sandige Teermakadamstraße und erreichte den Eingang zu dem Naturschutzgebiet, der die Straße von den Dünen trennte. Im Naturschutzgebiet gab es drei Pfade, die durch verschiedenfarbige Pfeile markiert waren. Jeder Pfad bestand aus Zedernholzbohlen mit einem Geländer auf jeder Seite. Einer führte zum Strand. Die beiden anderen schlängelten sich durch das Naturschutzgebiet und wurden an verschiedenen Stellen breiter. Dort hatte man Bänke und Schautafeln aufgestellt, um Besucher auf die spezifische Fauna und Flora hinzuweisen. Crystal wusste, wo sich die Katzen aufhielten. Sie folgte den Pfeilen des blauen Pfades.

»Verdammte Sommertouristen«, hatte ihr Großvater geschimpft, als sie ihm von den

Katzen erzählte, die sie vor ein paar Wochen in dem Vogelschutzgebiet entdeckt hatte. Sie hatte gehofft, er möge vorschlagen, die Katzen einzufangen und mit heimzunehmen. Aber dann wusste sie gleich, dass er sich nicht für diesen Gedanken erwärmen würde. »Diese Leute wollen im Sommer ein Tier zum Schmusen haben, und dann reisen sie wieder ab und lassen die Tiere hier. Und wir haben sie am Hals«, sagte er finster. Die Art und Weise, wie er das sagte, verursachte Crystal Magenschmerzen. Eigentlich wollte sie ihm sagen, dass auch er früher ein Sommergast gewesen sei, aber sie spürte, dass er nicht zum Scherzen aufgelegt war. Kürzlich hatte sie ihn eines Abends zu ihrer Großmutter sagen hören: »Eigentlich hatte ich nicht geplant, im Herbst meines Lebens noch ein Kind großzuziehen.« Und sie hatte ihre Großmutter murmeln hören, er solle leiser sprechen.

»Hier, Kätzchen, Kätzchen«, lockte sie. Crystals Turnschuhe quietschten auf den Holzbohlen. Zu beiden Seiten des Pfads wuchs braunes Röhricht mannshoch empor und raschelte ständig im Wind. Nackte, gebeugte, verkrüppelte Bäume mit ineinander verschlungenen Ästen bildeten brüchige Hindernisse um sie herum. Diese Landschaft erinnerte sie immer an das Märchen von Dornröschen. »Kommt her, kommt her, wo auch immer ihr seid«, rief sie, ein leises Zittern in der Stimme.

Drei Katzen schienen an einer bestimmten Stelle am blauen Pfad zusammenzuleben. Als Crystal sie zum ersten Mal sah, war sie überrascht. Die Katzen hatten sie von ihrem Zufluchtsort im Moor aus angestarrt und waren dann pfeilschnell davongesprungen. Am nächsten Tag war sie mit Futter zurückgekommen, hatte sich über das Gelände gebeugt und es auf einem trockenen Grasbüschel ausgeleert. Die Katzen hatten sie mit ihren Blicken aus der Geborgenheit der wirren Vegetation heraus verfolgt, in sicherer Entfernung vom Weg. Crystal nahm es ihnen nicht übel, so wachsam und vorsichtig zu sein. Wer so brutal allein gelassen wurde, hütete sich vor Menschen. Aber vor Kurzem war eine der Katzen kühn geworden. Die kleinste, eine bunt gescheckte. Sobald sie das Futter ausschüttete, kam die Buntgescheckte und aß sich schnell satt, wobei sie Crystal nicht aus den Augen ließ, während die beiden anderen Katzen furchtsam warteten. Nach ihrer letzten Fütterung hatte Crystal einen Entschluss gefasst. Sie konnte die kleine Katze nicht alles auffressen lassen, während die anderen hungrig blieben. Und sie verabscheute den Gedanken, dass die Katzen im Naturschutzgebiet Vögel töteten, um zu überleben. Sie wusste, dass es aus Gründen des Naturschutzes und weil es sich um sumpfiges Gelände handelte, nicht erlaubt war, den Weg zu verlassen. Aber das hier war ein Notfall. Der Winter nahte. Die Katzen würden ohne ihre Hilfe verhungern. Crystal kannte die Stellen, wo sie auf der Lauer lagen. Und sie glaubte, dass sie sich sicher durch den Sumpf bewegen könnte. Das würde schon in Ordnung gehen. Solange sie nicht von einem der Wächter des Naturschutzparks erwischt wurde. Deshalb kam sie auch so früh. Das ganze Gelände gehörte ihr.

Crystal legte ihren Schulranzen auf den Weg und spähte durch die Binsen. Nur wenig später hatten sich die Katzen an einer Stelle versammelt und schauten sie an. Wie gewöhnlich kam die kleine Katze auf sie zugekrochen.

»Oh, nicht schon wieder«, sagte Crystal. »Nicht heute.«

Nach einem schnellen Blick in die Runde, um sich zu vergewissern, dass niemand in der

Nähe war, kletterte sie über das Gelände und ließ sich mit einem Plumps auf den Boden darunter fallen. Das Geräusch erschreckte die Katzen derart, dass sie auseinanderstoben, als wäre ein Schuss in ihrer Mitte abgefeuert worden. »Habt keine Angst«, murmelte sie. »Ich bin eure Freundin.«

Natürlich kam die Buntgescheckte zuerst zurück. Damit hatte Crystal auch gerechnet. Sie schaufelte mit der Plastikgabel Häufchen Futter auf eine unbewachsene Stelle in der Nähe des Pfads. Dann ging sie vorsichtig weiter, wobei sie die morastigen Stellen vermied und das knisternde Röhricht beiseiteschob. Sie schaute zurück – die kleine Katze war bereits zum Futter gekrochen und beschnupperte es. Crystal lächelte. Gut, dachte sie. Das wird sie beschäftigen. Sie kam zu der Stelle, wo die Katzen sich immer aufhielten, und wunderte sich, dass diese Tiere sich im Moor so behende fortbewegen konnten, ohne in dem sumpfigen Morast zu versinken. Katzen waren schlau und vorsichtig.

Crystal kauerte sich hin und kratzte das übrige Futter aus der Dose. Sie konnte die beiden Katzen nicht sehen, spürte aber, dass sie in der Nähe waren. Nahe genug, dass sie ihren Hunger stillen konnten, wenn Crystal zum Pfad zurückkehrte.

Schaut her!, dachte sie, richtete sich wieder auf und war auf ihre Idee ganz stolz. Wenn es funktionierte, musste sie wohl für eine ganze Weile so vorgehen. Bis die Katzen ihr vertrauten. Bis sie gelernt hatten, dass Crystal nur kam, um ihnen zu helfen.

Etwa anderthalb Meter von ihr entfernt tauchte die schwarze Katze im Gestrüpp auf und starrte sie argwöhnisch an. Die leere Dose und die Plastikgabel noch in den Händen, wich Crystal zurück, weil sie hoffte, dass die Katze näher kommen würde. Da sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf das Tier richtete, passte sie nicht auf, wohin sie ihre Füße setzte. Sie merkte nicht, dass der Boden sumpfig war, bis ihr Fuß im Morast versank und braunes Wasser in ihren Schuh quoll. »Oh, nein!«, rief sie und dämpfte sofort ihre Stimme. Sie sprang zurück und starrte kläglich auf ihre Schuhe. Ihre Strümpfe waren nass. Crystal seufzte.

Das Naturschutzgebiet war jetzt zum Leben erwacht. Vögel zwitscherten und der Himmel hatte eine gelbgraue Farbe angenommen. Crystal starrte in das moorige Brackwasser und überlegte, was sie tun sollte. Falls sie nach Hause ging, um Strümpfe und Schuhe zu wechseln, würde sie den Bus versäumen. Aber wenn sie den ganzen Tag mit nassen Strümpfen rumlief, würde sie sich sicher erkälten und zu Hause bleiben müssen, und wer würde dann die Katzen füttern?

Sie war so sehr damit beschäftigt, dieses Problem zu lösen, dass sie eine Weile brauchte, bis sie merkte, dass die dunkle Gestalt unter glitschigen Binsen kein mit Seegras bedeckter Fels war. Die wellenförmigen Ranken auf der bleichen Oberfläche waren Haare. Der schwärzlichbraune Felsen hatte Augenhöhlen. Der lange Stock war kein Ast, sondern ein Knochen. Crystal fuchtelte mit den Armen und sprang zurück; ihr Herz raste. Sie war zu entsetzt, um zu schreien. Einen winzigen Moment dachte sie, dass dieses Ding sich aus dem Wasser recken und nach ihr greifen würde. Doch das Skelett blieb, wo es war, in dem Tümpel gefangen, inmitten abgestorbener Äste und toter Gräser. Crystal fing an zu weinen. »Mami«, wimmerte sie den im Wind raschelnden Binsen zu. »Mami.« Dann zitterte sie unkontrolliert in ihren nassen Strümpfen.

Dale Matthews, der Chief des Bayland Police Departments, fuhr zügig rechts ab und auf den nicht asphaltierten Parkplatz in der Nähe des Naturschutzgebiets. Dort parkte er seinen blauen Lincoln zwischen zwei schwarz-weißen Streifenwagen, deren Funkgeräte plärrten. Er hatte hier schon fast den ganzen Morgen verbracht, doch wegfahren müssen, weil er eine Rede während des Mittagessens im örtlichen Rotary Club zu halten hatte. Während seiner Abwesenheit war die Suche im Naturschutzgebiet unter der Leitung seines dienstältesten Detectives, Walter Ference, fortgesetzt worden. Der Chief hatte nach dem Essen über Funk erfahren, dass trotz der intensiven Suche, bei der die Polizei von mehreren Einheiten aus Nachbarstädten unterstützt worden war, keine anderen Leichen mehr gefunden worden waren – außer des Skeletts, das das Schulmädchen beim Füttern der Katzen entdeckt hatte.

Als Chief Matthews aus seinem Wagen stieg, trat eine Frau mit krausem Haar auf ihn zu, die einen Button mit der Aufschrift »Recycling, was sonst?« trug und die die Anführerin einer Gruppe von vier Frauen war, die die gleichen Buttons angesteckt hatten. Dale winkte ihr beschwichtigend zu. Die Frau ignorierte den Gruß.

»Wie lange noch«, fragte sie mit schriller Stimme, »soll das hier so weitergehen? Dies ist ein empfindliches Ökosystem. Männer stapfen in Stiefeln im Moor rum und zerstören alles. In dieser Region nisten ein paar sehr seltene Vögel. Sie müssen dem Einhalt gebieten.«

Dales glattes, faltenloses Gesicht drückte Geduld aus. »Sobald wir mit unserer Arbeit hier fertig sind, verschwinden wir, Madam«, sagte er höflich.

»Ihre Leute verwüsten dieses Heiligtum!«, schrie sie und die kleine Schar ihrer indignierten Anhängerinnen nickte beifällig. »Wir bestehen darauf, dass Sie diese plündernden Horden sofort zurückrufen.«

»Madam«, sagte Dale beschwichtigend, »diese »Plünderer« sind nur Polizisten, die ihre Arbeit tun. Wir suchen nach Leichen. In diesem Fall wiegt das Interesse der Menschen schwerer als das der Vögel.«

»Gerade daran krankt ja die Welt«, schnaubte die Frau. »Kämen die Vögel an erster Stelle, ginge es uns viel besser.« Dale lächelte freundlich. »Vielleicht haben Sie recht«, sagte er, »würden Sie mich jetzt entschuldigen?« Er war erleichtert, denn er sah seinen leitenden Beamten, Lieutenant Ference, und George Jansen, einen praktischen Arzt aus der Stadt im Ruhestand, der als Leichenbeschauer fungierte, aus dem Naturschutzgebiet auf sich zukommen. Chief Matthews ging den beiden entgegen und winkte grüßend. Er ging vorsichtig und versuchte, nicht zu viel Sand aufzuwirbeln, damit seine schön polierten schwarzen Schuhe nicht ihren Glanz verloren.

Dale wusste sehr gut, dass eine Menge Leute in Bayland ihn für zu jung für das Amt des Polizeichefs hielten und dass ein erfahrener, aus der Stadt stammender Polizist diese Position hätte bekommen sollen und nicht ein Außenseiter. Aber, überlegte er, außer meiner Ausbildung und meinen Empfehlungsschreiben habe ich noch eine Menge, was den anderen fehlt: Takt, Diplomatie und Redegewandtheit. Was ich bei diesem Lunch bewiesen habe. Oder wie ich gerade diese Ökofreaks abgefertigt habe. Man muss sich eben in jedem Gesellschaftskreis souverän bewegen können.

Walter Ference und Doc Jansen hatten wegen der Kälte dieses Oktobertages ihre Köpfe

zwischen die Schultern gezogen, als sie auf ihn zukamen. Walter trug eine dicke Wolljacke, doch er sah blass und anämisch aus, wie ein Mann, der die Kälte wirklich spürte, ganz gleich, was er anhatte. Sogar seine Stahlbrille sah aus, als wäre sie mit Raureif beschlagen. Die einzige Stelle in seinem Gesicht, die nicht krankhaft grau aussah, war eine keilförmige Narbe über seiner linken Braue, die eine hellrote Farbe hatte. Der Arzt hingegen hatte außer seinen fünfzig Pfund Übergewicht das rosige Aussehen eines Mannes, der die Kälte mit reichlich Essen und Trinken bekämpfte.

»Nichts Neues?«, fragte der Chief, als sie einander gegenüberstanden.

Walter schüttelte den Kopf. »Sieht aus, als bliebe es bei der einen.«

»Wie viele Männer sind noch da drin?«, fragte er.

Walter warf einen Blick in die Richtung, aus der die beiden gekommen waren.

»Ungefähr ein Dutzend, würde ich sagen.«

Dale zupfte an seinen Handschuhen und steckte die Hände in die Taschen seines grauen Flanellmantels. »Wir suchen noch bis Sonnenuntergang«, sagte er. »Wurden die Überreste schon fortgebracht?«

Walter und der Arzt nickten.

Dale sah Doc Jansen an. »Ich nehme an, es war Mord?«

Dr. Jansen zuckte mit den Schultern. »Mal sehen, was bei der Autopsie herauskommt. Falls wir eine Kugel finden, ja. Aber wie es aussieht, können wir uns glücklich schätzen, wenn wir ihre Identität überhaupt feststellen. Es ist so gut wie nichts von ihr übrig.«

Der Chief schüttelte den Kopf und konnte sich des Gedankens nicht erwehren, dass ein vielleicht unlösbarer Fall so kurz nach seinem Amtsbeginn ihm durchaus ungelegen kam.

»Also, alles, was wir wissen, haben Sie mir bereits heute Morgen gesagt?«

Der Arzt nickte. »Weiß, weiblich, ein Teenager. Das ist alles. Was von der Kleidung übrig ist, muss von einem Experten untersucht werden. Natürlich haben wir dann noch das Zahnschema.«

»Haben Sie eine Vorstellung, wie lange sie darin gelegen haben könnte?«, fragte der Chief.

»Das wird die Untersuchung ergeben. Aber ich würde sagen, mindestens ein paar Jahre.« Der Chief verzog das Gesicht.

»Was soll das da drüben?«, fragte Walter und deutete auf die Umweltschützerinnen, die Dale den Weg verstellt hatten. Jetzt redeten sie angeregt mit einer Reporterin und einer Fotografin von der Lokalzeitung, die sich schon den größten Teil des Tages hier herumtrieben.

Der Chief seufzte. »Das sind Vogelliebhaberinnen. Sie wollen, dass wir die Suche abbrechen, weil wir die Vogelpopulationen in ihrem Reservat stören.«

»Gütiger Himmel!«, sagte Dr. Jansen wütend. »Was ist nur mit diesen Leuten los? Wie führen die sich denn auf? Hier sind Eltern vermisster Kinder, die sich fragen, ob ihre Tochter die Tote im Moor sein könnte. Verschwenden diese Leute denn keinen Gedanken daran, was diese Eltern durchmachen? Das Leid, wenn man ein Kind verliert? Und diese Weiber plustern sich nur auf.«

Chief Matthews nickte verlegen und warf Walter einen verstohlenen Blick zu. Doch der stand gleichmütig da, sein Gesichtsausdruck verriet nichts. Walters zwei Kinder waren vor

Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Walters Frau hatte am Steuer gesessen und die Kontrolle über den Wagen auf einem regennassen Straßendam verloren. Er war in die Bucht gestürzt. Beide Kinder waren umgekommen, doch sie hatte überlebt. Walter sprach nie darüber, aber es war eine der ersten Geschichten gewesen, die Dale gehört hatte, als er nach Bayland gekommen war. Nie hatte er Walter deswegen angesprochen, weil man einfach nicht über solche Dinge redete. Aber Dale dachte oft daran, wenn er Walter sah, der so ruhig und effizient seinen Job machte.

In gewisser Weise, musste Dale sich eingestehen, hatte dieser Unfall vor langer Zeit dazu beigetragen, dass er und nicht Walter der Chief war. Walter war älter und stammte aus einer angesehenen hiesigen Familie. Er war ein guter Beamter, war sehr geachtet, genau der Mann, dem man einen solchen Posten anvertrauen würde. Doch das Ganze war wieder eine Frage der Diplomatie, denn die Frau eines Chiefs musste gesellschaftlichen Pflichten nachkommen. Und dazu war Emily Ference nicht in der Lage. Alle wussten, dass sie nach dem Unfall Alkoholikerin geworden war. Und wer konnte es ihr verübeln? Ich würde nach so etwas auch trinken, dachte Dale und ihn schauderte bei der Vorstellung, welche seelischen Qualen sie gelitten haben musste. Voller Dankbarkeit dachte er an seine Frau, Denise, und an ihre Tochter, Sue. Die perfekte Familie. Und Denise war in Gesellschaft brillant.

»Übrigens«, sagte er, »wie geht es dem kleinen Mädchen, das sie gefunden hat?« Walters in die Ferne gerichteter Blick wanderte zu Dale. »Vor einer Weile habe ich das Krankenhaus angerufen. Es geht ihr besser. Die Ärzte wollen sie nur noch etwas unter Beobachtung halten, um sicherzugehen, dass sie den Schock überwunden hat. Ihre Großeltern holen sie heute Abend ab.«

»Armes kleines Mädchen«, sagte der Chief.

»Gruppen mit speziellen Interessen«, tobte Dr. Jansen weiter, »die ruinieren diese Stadt. Zum Teufel, sie ruinieren das ganze Land. Niemand kümmert sich mehr um seinen Nächsten. Diese Leute nehmen immer nur die Interessen ihrer eigenen kleinen Lobby wahr. Das ärgert mich maßlos.«

Ein grüner Ford fuhr auf den Parkplatz und ein Mann und eine Frau stiegen aus dem Wagen. »Wer ist denn das jetzt?«, wunderte sich Dale laut.

Walter schaute zu dem Paar hin. »Das sind Leute, über die Sie gerade geredet haben, Doc.«

Dr. Jansen sah Walter fragend an. »Wofür engagieren die sich?«

»Das habe ich nicht gemeint«, sagte Walter. »Ich meinte, sie hatten ein Kind, das verschwunden ist.«

»Oh, mein Gott«, sagte der Arzt besorgt.

»Sie heißen Emery; ihre Tochter ist seit Jahren nicht mehr aufgetaucht.«

»Oh«, sagte Dale ernst. »Sie müssen das hier in den Nachrichten gehört haben.«

Das alternde Paar kam auf die drei zu. Die Frau trug eine Brille, einen blasslila Regenmantel und Sportschuhe. Sie marschierte mit verbissener Entschlossenheit auf die Männer zu. Ihr Mann hatte einen Hut auf und eine leichte Jacke im Baseballstil an. Er blieb zurück und spielte mit seinem Schlüsselring. Es klang wie das Klingeln von Glöckchen in der feuchten Luft. Ganz offensichtlich war seine Frau die Initiatorin dieses

Besuchs, dem er sich nur widerstrebend angeschlossen hatte.

»Wie viele Jahre liegt das zurück?«, fragte Dale leise.

Walter dachte nach. »Das muss jetzt ... dreizehn oder vierzehn Jahre her sein. Die beiden kommen regelmäßig aufs Revier und fragen nach ... ich kenne sie. Sie gehen in meine Kirche. Das heißt, in die Kirche meiner Frau.«

»Diese Tote hat keine vierzehn Jahre im Wasser gelegen«, sagte der Arzt schnell.

»Entschuldigen Sie«, sagte Alice Emery. »Oh, Detective Ference.«

»Hallo, Mrs Emery«, sagte er. »Mr Emery.«

Jack Emery murmelte einen Gruß, schaute aber nicht auf. Er war ein blasser, zerbrechlich wirkender Mann mit tränenden Augen. Seine Finger spielten weiter mit dem Schlüsselring, als wäre dieser ein Rosenkranz.

»Wir hörten, dass Sie ein Mädchen gefunden haben«, sagte Alice. Ein Zittern lag in ihrer Stimme, doch der Ton war sachlich.

»Detective Ference hat mir gerade gesagt, dass Sie Ihre Tochter vermissen«, sagte Dale mitfühlend.

»Ja. Unsere Linda. Natürlich ist es schon eine Weile her«, gab sie zu.

»Diese hier ist nicht Linda«, sagte Walter grob.

»Wie können Sie da sicher sein?« flehte Alice. »Was hatte sie an?«

Walter verzog das Gesicht. »Das ist kaum noch festzustellen. Und der Doc hier sagt, dass dieses Mädchen nicht so lange im Wasser gelegen hat.«

»Sie ist es nicht, Alice«, sagte Jack Emery barsch. »Komm, wir gehen.«

»Haben wir alle Informationen über Ihre Tochter?«, mischte sich Dale ein.

»Ja, die haben wir«, sagte Walter automatisch.

»Lass uns gehen«, wiederholte Jack.

»Wenn wir mehr Erkenntnisse über die Tote gewonnen haben, benachrichtigen wir Sie, ob es sich eventuell um Ihre Tochter handeln könnte«, sagte der Chief beschwichtigend.

Alice kämpfte, um ihre Fassung wiederzugewinnen. »Das alles war sehr schwer für uns. All die Jahre. Vor allem für meinen Mann.«

Dale legte ihr tröstend die Hand auf die Schulter. »Wir verstehen das«, sagte er.

»Danke«, flüsterte Alice und wandte sich ab. Jetzt trottete sie hinter ihrem Mann her. Die Reporterin und die Fotografin stürzten sich auf das Paar, als die beiden zu ihrem Wagen kamen.

Dale schüttelte angewidert den Kopf. »Die kleine Hodges ist eine richtige Pest, nicht wahr?«

Walter lächelte und nickte. »Wussten Sie, dass ihr Dad früher zur Polizei gehörte? Ich kann mich noch an sie erinnern, als sie klein war. Sie gehörte zu den irritierenden Kindern, mit dem kein anderes Kind spielen wollte. Eines Tages gewinnt sie bestimmt den Pulitzer-Preis.«

Dale nickte. Er konnte ehrgeizige Frauen nicht leiden. Sie strahlten etwas Unnatürliches aus, doch er tat sein Bestes, um dieses Gefühl zu verbergen. Das musste man heutzutage tun.

Dr. Jansen beobachtete, wie die Emerys sich aus den Fängen von Phyllis Hodges und ihrer Kollegin befreiten und sich in ihren Wagen einschlossen. Ihn schauderte. »Es gibt

nichts Schlimmeres, als wenn man nicht weiß, ob ein Kind lebt oder tot ist. Mit dem Tod kann man leichter fertig werden, als wie diese beiden Menschen in einem ständigen Schwebestand zu leben.«

Dale ärgerte sich plötzlich über den alten Arzt. Es war lange her, doch sicher wusste er von Walters Verlust. Sein ganzes Leben hatte er in dieser Stadt verbracht. Der Chief warf Walter einen flüchtigen Blick zu. Wie gewöhnlich war der Gesichtsausdruck des Polizisten undurchdringlich. Aber Dale vermutete, dass ein derartiger Verlust selbst mit der Zeit nicht viel leichter zu ertragen war. Es gab keinen Grund, alte Wunden wieder aufzureißen. Ein rothaariger Beamter in Wasserstiefeln tauchte auf und der Chief war froh über die Gelegenheit, das Thema wechseln zu können.

»Larry«, rief er dem jungen Cop zu, der sich einen Becher Kaffee aus dem Proviantwagen holen wollte. »Gibt's was Neues?«

»Nichts, Chief«, rief der Polizist zurück.

Chief Matthews schaute auf seine Uhr. In zwanzig Minuten musste er zu einer Sitzung des Stadtrats im Rathaus. »Ich muss jetzt gehen. Walter, leiten Sie die Suche weiter bis zum Einbruch der Dunkelheit?«

»Natürlich.«

»Solange wir die Identität des Opfers nicht kennen, ist die Suche nach dem Mörder ziemlich aussichtslos«, sagte der Chief. Ein Mord war in einer Kleinstadt wie Bayland ein seltenes Ereignis. Auch hatte er mit der Untersuchung eines Mordfalls wenig Erfahrung und es war entmutigend, die Ermittlungen mit so wenigen Anhaltspunkten zu beginnen. Aber die Menschen in dieser Stadt neigten dazu, in Panik zu geraten, wenn sie einen Mörder in ihren Reihen vermuteten. Jemand, der ein junges Mädchen ermordet und sich ihrer in dieser Wildnis entledigt hatte. Dale hoffte, dass der Täter aus dem Umkreis der Familie stammte. Das war meistens der Fall, wie auch der unerfahrenste Cop wusste. Wenn die Tote identifiziert war, waren sie ein gutes Stück weiter. »Wir kriegen ihn«, sagte er, vor allem, um sich selbst zu überzeugen. »Finden Sie heraus, wer das Mädchen war, Doc.«

Dr. Jansen seufzte. »Das ist leichter gesagt als getan«, sagte er.

Walter starrte nachdenklich über die Dünen auf das unablässig rauschende Meer dahinter.

»Die See gibt ihre Geheimnisse nicht so leicht preis«, sagte er.

Mai

»Welche Krawatte soll ich umbinden?« Karen Newhall saß auf dem Rand der Badewanne in ihrem Bademantel und sah ihren Mann Greg an, der gerade die Tür geöffnet hatte und zwei Schlipse in der Hand hielt: einen roten und einen grün gestreiften. Er trug einen blauen Blazer, eine Freizeithose und ein weißes Hemd. »Du siehst gut aus«, sagte sie. »Du solltest jetzt lieber duschen«, sagte er freundlich. »Ich habe den Tisch für ein Uhr reserviert.«

Karen nickte geistesabwesend und glättete den Stoff ihres Bademantels.

»Liebling, geht's dir gut? Warum sitzt du da?«

»Mir geht's gut«, sagte sie schnell. »Ich habe mich nur einen Augenblick ausgeruht.« Der besorgte Blick flößte ihr Schuldgefühle ein. »Mir geht's glänzend«, beharrte sie. »Ich bin für die grüne Krawatte.«

»Bist du dir sicher?«, fragte er.

»Na, ja«, sagte sie leichthin, »die rote ist auch schön ...«

»Du weißt, was ich meine.«

»Bind dir deinen Schlips um. Ich bin in Nullkommanichts fertig.«

»Okay.« Greg ging ins Schlafzimmer zurück und Karen schloss die Tür, zog langsam ihren Bademantel aus und hängte ihn an einen Haken neben der Dusche.

Seit ungefähr sechs Jahren führte Greg Karen und Jenny, ihre Tochter, immer am Muttertag zum Mittagessen ins »Bayland Inn« aus. In der Familie scherzten sie stets darüber, dass alles, was sie öfter als zweimal unternahmen, zur Tradition wurde, und der Besuch im »Bayland Inn« am Muttertag fiel ganz bestimmt in diese Kategorie.

Karen betrachtete sich kritisch in dem großen Spiegel hinter der Tür. Sie war achtunddreißig und ihr Körper noch immer schlank und gut in Form dank des jahrelangen Unterrichts als Tanzlehrerin für Kinder. Als sie Anfang zwanzig gewesen war und verzweifelt versucht hatte, schwanger zu werden, hatten die Ärzte natürlich ihren durchtrainierten Körper dafür verantwortlich gemacht, dass sie kein Kind bekam. Daher hatte Karen zwei Jahre mit dem Tanzen aufgehört, zwanzig Pfund zugenommen und sich jeder nur erdenklichen Therapie unterzogen; alles ohne Erfolg. Schließlich hatten sie und Greg ein Kind adoptiert. Ihr einziges: Jenny. Und dann, vor weniger als einem Jahr, als sie sich wegen ständiger Kopfschmerzen einer Routineuntersuchung unterzogen hatte, hatten die Ärzte an ihrer Hypophyse einen winzigen gutartigen Tumor festgestellt. Das Medikament, das sie zur Beseitigung des Tumors hatte einnehmen müssen, hatte einen anderen, höchst unvorhersehbaren Effekt gehabt. Innerhalb von ein paar Monaten war Karen schwanger geworden. Der Arzt hatte den überraschten zukünftigen Eltern erklärt, dass Karen den Tumor schon seit Jahren gehabt haben und dass er der Grund für ihre Sterilität gewesen sein müsse. Doch habe man in den Jahren zuvor nicht die Möglichkeit gehabt, einen solchen Tumor zu diagnostizieren. Karen und Greg hatten die Praxis des Arztes in Hochstimmung verlassen, überglücklich über dieses unerwartete Geschenk. Sie

waren nach Hause geeilt, um Jenny die Neuigkeit schonend mitzuteilen, dass sie ein Schwesterchen oder Brüderchen haben würde.

Karen ging unter die Dusche und ließ heißes Wasser auf ihren Körper prasseln. Tränen strömten über ihr Gesicht und mischten sich mit dem Wasser, rannen an ihr herab. Sofort hatte sie aufgehört zu arbeiten, sich jeden Tag hingelegt, die verschriebenen Hormone genommen und fast nur noch Gemüse und Obst gegessen. Und dann, vor zwei Wochen, als sie schon die Babyausstattung kaufen wollte, anfang, über Namen nachzudenken, erwachte sie eines Morgens mit höllischen Krämpfen und dem entsetzlichen Gefühl, als laste ein Stein auf ihrer Brust. Mit Anbruch der Nacht war alles vorbei. Das Erstaunen, das Träumen, die Hoffnung wider die Hoffnung. Das Leben ging wieder seinen normalen Gang.

Sie trat aus der Dusche, trocknete sich ab und rieb den beschlagenen Spiegel trocken, um ihre Augen zu betrachten. Sie wollte nicht, dass Greg merkte, dass sie wieder geweint hatte. Sie wusste, dass es ihn quälte, nichts für sie tun zu können. Und es war auch eine schmerzliche Erinnerung an ihre ersten Ehejahre, als beide feststellen mussten, dass Karen offensichtlich unfruchtbar war. Und als sich Karen schließlich mit der Realität abgefunden hatte, begannen drei frustrierende und angstvolle Jahre, in denen sie alles in Bewegung setzten, um ein Kind zu adoptieren. An jene Jahre erinnerte sie sich wie an einen Albtraum, ständig zwischen Hoffnung und Niederlage schwankend. Jede Enttäuschung machte sie depressiver, doch Greg richtete sie immer wieder auf und gab ihr die Kraft weiterzumachen. Nie sprach er von seinem eigenen Schmerz. Als wäre es gestern gewesen, so deutlich konnte sich Karen an jenen Tag erinnern, als sie schließlich ihr Baby bekamen und sie die Kleine mit nach Hause nahmen. Karen hatte Jenny in die Arme genommen und die winzige Hand des schlafenden Kindes hatte Karens Zeigefinger gepackt und ihn festgehalten. Obwohl Karen und Greg immer davon geträumt hatten, mehrere Kinder zu haben, hatte sie sich an jenem Tag geschworen, kein Kind mehr zu adoptieren. Nie würde sie die ängstlichen Augen der anderen Paare vergessen, die die Wartezimmer der Anwälte und Adoptionsagenturen bevölkerten. Es wäre habgierig, noch ein Kind zu wollen, wo so viele Menschen auf eins warteten.

Und das ist es, was du jetzt bist, sagte sie ernst zu sich. Habgierig. Habgierig, und du lässt dich gehen. Trauere nicht mehr dem nach, was du verloren hast, sondern sei dankbar für all das, was du hast, sagte sie zu dem traurigen Gesicht im Spiegel.

Als Karen und Greg Jenny adoptiert hatten, gab es keinen Kummer und keine Spannungen mehr in ihrer Ehe. Glück herrschte wieder in ihrem Leben. Es war von ihr nicht fair, Greg noch einmal dieser Situation auszusetzen. Du bist verletzt, aber denk einmal darüber nach, wie glücklich du bist, befahl sie sich.

Sie ging über die Diele ins Schlafzimmer. Greg hatte seinen Schlips umgebunden und sah sie wie immer nach Zustimmung heischend an.

»Du siehst sehr gut aus«, sagte sie lächelnd. Nur selten sah sie ihn so gekleidet, denn er war Bauunternehmer von Beruf und trug meistens Arbeitshemden und robuste Stiefel.

»Für meine Mädchen muss ich mich schön machen«, sagte er fröhlich.

Wohl zum tausendsten Mal wurde Karen von dem ungebetenen Gedanken heimgesucht: Wäre es ein Mädchen oder ein Junge gewesen? Greg konnte in ihrem Gesicht lesen.

»Liebes«, sagte er, »wenn du nicht ausgehen möchtest, bleiben wir hier.«
Karen kniff die Augen zusammen. »Soll ich auf meine Verabredung zum Lunch verzichten? Darauf habe ich mich die ganze Woche gefreut.« Sie nahm sein Lieblingskleid aus dem Schrank und schlüpfte hinein. »Mach mir bitte den Reißverschluss zu, Liebling.«
Greg zog den Reißverschluss hoch und küsste sie auf den Nacken.

»Es tut mir leid, dass ich so schlechter Laune war«, sagte sie.

»Das warst du nicht«, sagte er.

Karen bürstete ihr Haar und warf einen Blick auf das Foto im Silberrahmen auf ihrem Toilettentisch: das lächelnde Kind mit den Zahnlücken. »Außerdem wäre Jenny enttäuscht.«

Greg sah auf seine Armbanduhr. »Besser, wir beeilen uns jetzt. Ich habe ihr gesagt, sie soll uns dort um Punkt eins treffen.«

»Muss sie nicht jemand von Peggy dorthin fahren?« Ihre dreizehnjährige Tochter hatte die Nacht im Haus von Peggy Gilberts Eltern verbracht. Peggy war eine neue Schulfreundin. Greg hatte sie am Vorabend dorthin gefahren.

»Nein. Peggy wohnt nur zwei Blocks vom Restaurant entfernt«, sagte er.

Karen legte etwas Rouge auf. Nun, da sie nicht mehr das Strahlen einer schwangeren Frau besaß, erschien ihr ihr Teint grau.

»Du siehst schön aus«, sagte Greg aufrichtig.

Karen lächelte ihn an. Sie hatten sich kennengelernt, als sie fünfzehn war. Manchmal glaubte sie, sie seien Menschen, für die die Zeit nicht existierte. Es war, als würden beide das Verstreichen der Jahre nicht bemerken. Wenn sie ihren Mann betrachtete, sah sie noch immer den breitschultrigen Mann mit dem hellblonden Haar und den strahlenden braunen Augen – die so den ihren glichen –, der in der Highschool ihr Herz zum Klopfen gebracht hatte. Eines Tages, dachte sie, wenn ich ganz grau und verschrumpelt bin und mein Spiegel mir »alte Lady« entgegenschreit, kann ich noch immer in seine Augen schauen und mich darin als junges Mädchen sehen.

»Ich bin fertig«, sagte sie.

»Es ist ein komisches Gefühl, dein Auto zu fahren«, sagte Greg, als er auf den Parkplatz neben dem alten Gebäude aus Ziegelstein fuhr. Normalerweise fuhr er nur seinen Van.

»Ich dachte, es wäre nett, zum Essen auszugehen, ohne überall Sägemehl auf den Kleidern zu haben«, neckte sie ihn.

»Entschuldigen Sie bitte, Mrs Vanderbilt«, sagte er, stieg aus, umrundete den Wagen und öffnete ihr mit einer Verbeugung die Tür.

Karen kicherte, als sie ausstieg und das Gasthaus betrachtete. Schon während der Revolutionskriege war das »Bayland« ein Wirtshaus gewesen und hatte die Gäste beherbergt, die auf ihrem Marsch aus dem fünfzig Meilen entfernten Boston hierhergekommen waren. Jetzt war das »Bayland« nur noch ein Restaurant, und zwar das eleganteste der Stadt, die sich viel von ihrem historischen Charme bewahrt hatte.

Greg nahm den Arm seiner Frau, als sie beide hineingingen und mit der Empfangsdame sprachen. »Wir sind hier mit unserer Tochter verabredet«, sagte er. »Sie heißt Jenny, hat dunkelbraunes Haar, blaue Augen und ist ungefähr so groß.«

»Sie ist noch nicht da«, sagte die Empfangsdame strahlend. »Ich werde nach ihr Ausschau halten.« Sie führte die beiden an ihren Tisch. Er stand am Fenster, mit Ausblick auf einen kleinen Wasserfall und einen Bach. Karen setzte sich und bewunderte die Bäume in ihrem frischen Grün und die am Ufer blühenden Tulpen und Narzissen. Der Himmel war von einem zarten Pastellblau.

»Was für ein schöner Tag«, sagte sie.

»Wir tun unser Möglichstes«, sagte er.

Sie schnitt ihm eine Grimasse, nahm die Speisekarte, warf einen Blick darauf und legte sie wieder hin. Sie sah sich in dem Raum um. Es war wirklich ein Familientag. An jedem Tisch thronte eine Mama in ihrem schönsten Kleid – einige hatten ein Bukett angesteckt –, und alle waren sie von Ehemännern und Kindern umgeben.

Eine untersetzte Bedienung mit hennarotem Haar kam zu ihrem Tisch, doch Greg deutete auf den leeren Platz. »Ich komme wieder«, sagte sie.

Greg folgte Karens Blick. »Ich hätte dir Blumen schenken sollen«, sagte er.

»Das ist nicht nötig«, sagte Karen und studierte wieder die Speisekarte.

»Aber ich habe etwas anderes für dich«, sagte er und holte aus der Innentasche seines Jacketts eine kleine, flache, in Geschenkpapier eingewickelte Schachtel hervor.

»Oh, Greg!«

»Mach's auf!«

»Sollten wir nicht auf Jenny warten?«, fragte sie unsicher.

»Das ist schon in Ordnung. Wir zeigen es ihr, wenn sie da ist. Nun mach schon.«

Karen konnte nicht anders, sie musste lächeln. Er war immer so ungeduldig, wenn er ihr ein Geschenk machte. Wie ein Kind, das darauf brennt, ein Päckchen zu öffnen, nur dass er es nicht selbst tun durfte.

»Als ich das sah, hatte ich das Gefühl, du brauchst so etwas«, sagte er.

Karen öffnete die kleine Schachtel. Auf schwarzem Samt lag ein altes, mit Weinblättern graviertes Medaillon. »Ach, Liebling, wie schön es ist!«

»Mach's auf«, sagte er.

Karen drückte auf den kleinen Knopf und das Medaillon schnappte auf. Drin waren zwei Fotos, sorgfältig aus Schnappschüssen ausgeschnitten, eines auf jeder Seite. Greg und Karen auf der linken, Jenny auf der rechten. »Siehst du«, sagte er »da ist kein Platz mehr für noch jemanden. So wie es ist, ist das Herz voll.«

Karen spürte Tränen in ihre Augen steigen und sie nickte. Sie wusste, was er damit sagen wollte – dass er glücklich war, so wie sie lebten, nur sie drei. Das sagte er immer. »Es stimmt, Liebling«, murmelte sie. »Wir sind sehr glücklich. Ich habe das schon heute gedacht. Dass ich sehr glücklich bin. Danke.«

Sie lächelte ihn an, obwohl sie wusste, dass Tränen in ihren Augen standen. Doch er drückte ihre Hand, schien zufrieden zu sein. Und sie verlor kein Wort darüber, was sie tief im Innersten wusste – dass im Herzen einer Mutter immer Platz für noch ein Kind ist.

»Nun«, sagte er und räusperte sich zufrieden, weil sein Geschenk so viel Anklang gefunden hatte, »weißt du schon, was du essen möchtest?«

»Ich habe mich noch nicht entschieden«, sagte sie und warf einen Blick zur Tür. »Hast du schon gewählt?«